Zeitschrift: Schatzkästlein : Pestalozzi-Kalender
Herausgeber: Pro Juventute
Band: - (1926)

Artikel: "Guot edel Wild"
Autor: Lessing, G. E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-988406

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Der Steinbock ist ein schoen thier / schwaer von leyb / beynach gestaltet als ein Hirtz / doch nit so groß. Er tregt ein gar schwaer gehürn: söliche hoerner sind knoederecht / habend vil knoepff. Es ist ein wunderbarlich thier mit springen weyt über die Gemsen." (Aus Stumpfs Chronik 1548.)

„Guot edel Wild."

Das mußt' ein fürstlich Jagen sein in Helvetien, als dort noch mannigfaltiges Gewild in reicher Menge die Wälder und Berge belebte. Dazu war „dem landvolck zejagen unverbotte", wo nicht etwa Adelige ein Vorrecht hatten oder schon der Staat die Jagd in Beschlag nahm. Noch vor wenigen Jahrhunderten war im Alpengebirge der Steinbock zu Hause, Steinadler und Lämmergeier horsteten in den Flühen, Bären und Wölfe machten die Wälder unsicher. „Auch wilde Schwyn warend dem gemeinen mann vergondt zejagen, wiewol der oberkeit zuogehoerig." Luchse und Wildkatzen waren so wenig selten wie Biber, und in den „zamen vorgebirgen, büchlen und waelden Helvetischer landen habend Hirtzen jr wonung gehebt". Diese Zeiten sind vorbei. Mehrere Tiergattungen sind bei uns ausgestorben, weil die Bevölkerung sich vermehrte, die großen Wälder zum Teil gerodet wurden und dem Wildstand unvernünftig zugesetzt

worden ist. Daß man mit dem gefährlicheren Raubwild aufräumen wollte, ist begreiflich. Unklug war aber die schonungslose Jagd auf Nutzwild. Wohl wurden schon vor Jahrhunderten einzelne Landstriche in Bann getan, doch geschah dies wohl mehr, damit man „bei festen, malzyten und dergleichen frömbde Herren, wie auch etwan heimbsche in sölchen fälen eeren könnte", als um den Wildstand zu heben. Eine aufgeklärtere Zeit ist nun bemüht, das Wild durch Jagdgesetze zu schonen und zu hegen, den selteneren Tieren in zahlreichen Bannbezirken Zuschlupf zu gewähren und ausgestorbene Gattungen wieder anzusiedeln.

In alten Chroniken findet man schon mehr oder weniger gelungene Bilder aus der Tierwelt. Sie zeugen von Liebe zur Sache und Kunstsinn. Die Beschreibungen dazu sind noch reichlich mit Irrtümern und „Jägerlatein" durchsetzt. Die Chronisten wußten anno dazumal nicht nur von Lindwürmern, Drachen und anderem Sagengetier zu erzählen. Man dichtete auch den heute wohlbekannten Vierfüßlern recht seltsame Eigenschaften an.

Der Alpensteinbock.

Da ist einmal der Steinbock, das „schwaerist thier und herrlichest hochgewild im Alpgebirg", dessen Gehörn und Blut heilkräftige Wirkung haben sollten. Von dem wird berichtet: „Disz thier muoß von art kalt haben, oder es wirt blind". Es benutze seine mächtigen Hörner, um beim Sturze aus großer Höhe das Aufprallen zu mildern. Auch fange es bei gefährlichem Steinschlag die Steine mit den Hörnern auf. Fühle der Steinbock sein Ende herannahen, so ersteige er den höchsten Grat, stütze die Hörner auf einen Felsen und gehe in solcher Stellung rings im Kreise herum. Wenn das Gehörn völlig abgeschliffen sei, so falle er um und verende! — Der Steinbock gehört zu demjenigen Alpenwild, dessen Bestand während der letzten Jahrhunderte leider stark zusammengeschmolzen ist. Im 18. Jahrhundert kam der Alpensteinbock noch im südlichen Wallis, in Savoyen und Piemont vor. In den südwestlichen Seitentälern des Aostatales errichtete König Viktor Emanuel ein Schongebiet und ein Zuchtgehege. Dort haben sich einige hundert Tiere vortrefflich erhalten. Heute bemüht man sich in mehreren Berggegenden der Schweiz und anderswo, das stolze Wild von neuem einzubürgern. Der Steinbock ist mit seinem gedrungenen, starken Körper, dem kleinen Kopf mit gewölbter Stirn und wuchtig gebogenem Gehörn, seinen raschen, leichten Bewegungen und seiner großen

Die Gemse, „mag sich mit de Hoernern auff Felsen lüpffen; ist nit so wild als der Steinbock".

Gewandtheit im Klettern und Springen so recht der selbstherrliche König des Hochgebirges. In Römerzeiten wurden manchmal 100 bis 200 Steinböcke aus Helvetien nach Rom geführt, um dort in den Kampfspielen verwendet zu werden.

Die Gemse.

Von den Gemsen erzählen die Chronisten, sie „moege sich mit de krummen Hoernern gar hoch auff den Felsen lüpffen". Einer ist zwar seiner Sache nicht recht sicher. Er fügt vorsichtigerweise bei, „man sage es". Dafür berichtet ein anderer, die Gemsen würden zur Winterszeit eingefangen, um aus ihrer „heüt" Mäntel und Reiterhandschuhe anzufertigen. Seitdem in der Schweiz etwa 20 Bannbezirke (sogenannte Freiberge) bestehen und die Hochwildjagd auf kurze Zeit beschränkt ist, hat sich der Gemsenbestand vermehrt. 1884 schätzte man ihre Zahl in den Bergkantonen auf über 6000, heute auf wenigstens 10.000. Sehr verbreitet war früher der Glaube, daß das Herzblut einer Gemse den Körper des Jägers stähle und ihn vor Schwindel bewahre. Wer aber eine weiße Gemse erlegte, der war dem Bergtod verfallen.

Das Reh.

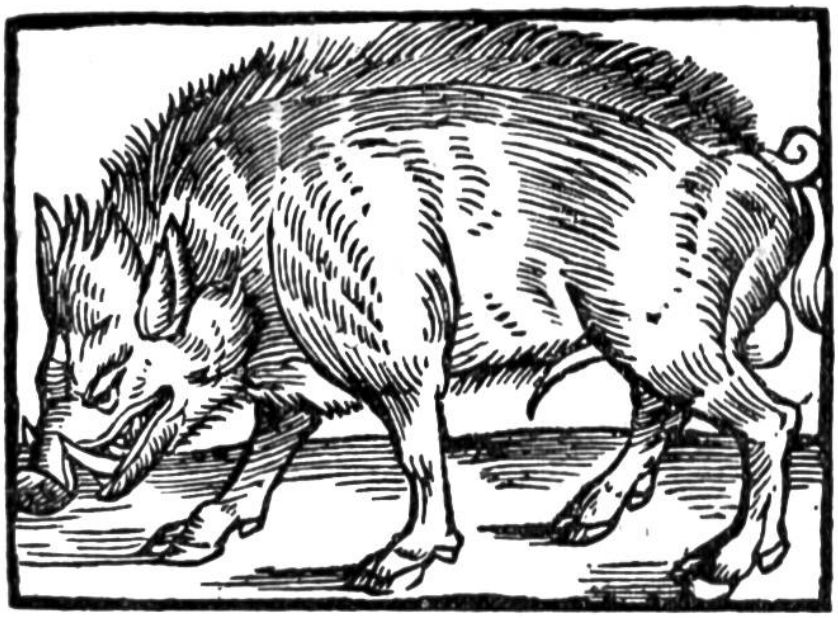
„Rechbock und Rechgeißen, mann und weyble / werded in den Alplendern vil gefangen." Der Weidmann muß die Rehgeißen schonen, um den Nachwuchs nicht zu gefährden. Das taten auch die alten Jägersleute, aber aus andern Gründen. Nämlich: „So ein par in einem wald und gegne wonend / unn der Bock gefangen wirt / suocht die Geisz ein andern gespan / unn bringt den wider an das ort jrer alten wonung: darmit sol ein fürsichtiger weydman von einer Geisz etwan manchen Bock fahen" (Stumpfs Chronik 1548).

Rehe — „mann vnd weyble; sind wilde Geißen".

Der Hirsch.

Besonders vielgestaltig ist der Aberglaube, der sich an den Hirsch knüpft. So sollte der Rauch von verbranntem Hirschhorn heilkräftig gegen gewisse Krankheiten sein. Gepulvertes Hirschhorn galt als Heilmittel gegen die „würm im leyb", mit Wein genossen war es „guot für die Gaelsucht". Der Endteil des Hirschschwanzes war nach der Ansicht unserer Vorfahren giftig. Recht ergötzlich wird von einem Chronisten beschrieben, wie ein Hirsch sich der Giftschlangen erwehre: „So der Hirtz vermerckt ein Schlangen in einem loch / so füllet er sein maul mit wasser / und schüttet das in das Loch / darnach kauchet oder blaset er in das loch / und mit seinem aathem zeücht er die Schlangen ausz dem loch herfür / und zertrittet die mit den füeßen." Aus Hirschklauen wurden Schutzringe gegen den Krampf angefertigt. Aus den Geweihen stellen die Chinesen noch heute Arzneimittel her. In der Schweiz war der Hirsch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts am Verschwinden. Kein Wunder, denn für jeden getöteten Hirsch zahlte die Regierung ein Schußgeld. Am häufigsten kommt der Edelhirsch noch im südlichen Sibirien und im Kaukasus vor, aber auch in Deutschland, Tirol, Kärnten, Steiermark, Mähren, Ungarn,

„Der Hirtz." — Gepulvertes Hirschhorn galt früher als Heilmittel gegen die „würm im leyb".



„Wilde Schweyn — wonend gern in den vorlendern des Alpgebirgs in Helvetische landen".

Böhmen, Galizien, Polen, Siebenbürgen, Graubünden.

Schwarzwild (Wildschweine).

Daß die Wildschweine sich rasch verminderten, wo sie in helvetischen Landen „taeglich vom gemeinen mann gejagt und gefangen wurdind", ist begreiflich. Ebenso verständlich waren aber „nichtsdestminder" die Bemühungen der Obrigkeit, die Kulturen vor den wilden Allesfressern zu schützen, „dieweyl sy den armen leüten überlegen / und in waeldern unn früchten schaedlich sind". Zum Kummer der Förster und Landwirte und zur Freude der Jäger ist aber das Wildschwein immer noch weit verbreitet, besonders in den waldreichen Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Belgiens, auf der pyrenäischen Halbinsel, in Osteuropa, Asien und Nordafrika. Im Aargau und in der Rheingegend bis in die Ostschweiz hinein zeigt sich das Wildschwein ebenfalls.

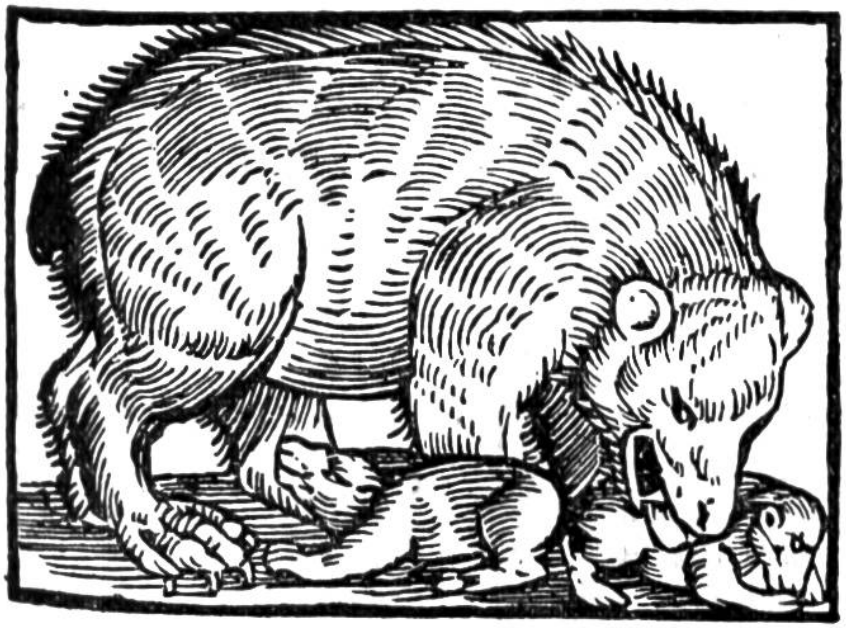
Der Wolf.

Von Meister Isegrim, dem Wolfe, erzählen schon die griechischen und römischen Schriftsteller. In der altgermanischen Göttersage war er das Lieblingstier Wodans, später der Hund des „wilden Jägers" oder der gespenstige „Werwolf". In den Alpen und im Jura waren die Wölfe in früheren Zeiten gar keine seltenen Gäste. Wenn aber das „listig, vilfraessig und roeubig thier" sich irgendwo zeigen ließ, so „schlacht man sturm über jn / als denn empoeret sich ein gantze landschafft zum gejaegt / bisz er umbbracht oder vertriben". Heute kann es noch etwa vorkommen, daß Wölfe in strengen Wintern aus den Vogesen in den schweizerischen Jura herüberstreifen. Das geschieht aber wunderselten. Auch Graubünden wurde noch im 18. und 19. Jahrhundert dann und wann von Wölfen heimgesucht.

„Der Wolff, ein roeubig vnd vilfräſſig thier".

Der Bär.

Beſonders aufſetzig waren unſere Voreltern dem Bären. Einzelne Tiere zeigen ſich heute noch hie und da in Graubünden, wie behauptet wird. Böſe Zungen wollen zwar wiſſen, das ſeien zumeiſt „Saiſonbären". „So man eines Baeren gewar wirt in den Alpiſche lendern / ſo machet ſich yederman auf den zejagen unn zefahen / darmit er jnen nit ſchaden thueye am vych." Im Kloſter St. Gallen wurden noch im 16. und 17. Jahrhundert „Bärentoppen" zu den Mahlzeiten aufgetragen. Am Gemeindehaus von Iſenthal (Kanton Uri) ſind zwei Vorderfüße eines Bären ausgehängt. Daß die jungen Bärlein ohne Augen zur Welt kommen, glauben wir den alten Chroniſten nicht. Die Äuglein ſind während einiger Zeit bloß feſt geſchloſſen. „Nach 14. tagen erwachend ſy (die Bärenjungen) und ſaugend jre tapen: darvon laebend ſy / und gebrauchend ſich keiner anderen narung bisz ſy Fruehlings zeyt herfür gond / als denn ſuochend ſy die kreüter / obs und der gleychen narung." Daß die Bärin nicht gerade zu den zärtlichſten Müttern gehört, mag wahr ſein. Aber ihre Sprößlinge bekommen denn doch etwas Beſſeres zu ſaugen als die bloßen „tapen"!



Bärin mit Jungen. Letztere „ſaugend jre tapen: darvon laebend ſy bisz Fruehlings zeyt".

„Der Biber, zu Latin Castor, hat scharpffe zeen / darmit hauwet er grosse boeum darnider".

Der Biber.

Nach den alten Schriften zu schließen, war der Biber früher stark verbreitet, auch in der Schweiz. Orts- und Flußnamen wie Biberstein, Biberist, die Biber bei Einsiedeln, Biberenbach und andere deuten darauf hin. In helvetischen Landen lebte dieses Nagetier vor allem an den Ufern der Aare, Reuß und Limmat. Was die Alten dem Biber alles angedichtet haben, grenzt ans Phantastische. Der römische Gelehrte Plinius (23—79 n. Chr.) will wissen, daß der Biber keinen Menschen loslasse, bis er ihm alle Knochen im Leibe zerbrochen habe. Olaus Magnus, ein schwedischer Geschichtschreiber (1490 bis 1557), hat berichtet, daß diese Tiere einen sonderbaren Schlitten benutzen, um das Bauholz zu ihren kunstvollen Häusern (mit 2 bis 3 Kammern) herbeizuschleppen: Ein alter Biber werde auf den Rücken geworfen, die gefällten Stämme quer zwischen seine Vorder- und Hinterfüße gelegt und das Tier so oft hin und her geschleppt, bis der Bau beendet sei. Haut und Fett, Zähne, Blut und Haare wurden als Arzneien verwendet. Aus den Haaren machte man Hüte, welche gegen Krankheit schützen sollten. Kleinen Kindern wurden Biberzähne um den Hals gehängt, um das Zahnen zu erleichtern. Der Schwanz galt als Heilmittel

Der Fischotter, „ein gar boszhafftig thier".

Meister Reineke, kann den Vögeln gefährlich werden, welche „ungewarnet herzuo flügend".

für „schwache Därme". In Europa ist der Biber noch am häufigsten in Bosnien, Rußland und Skandinavien zu finden. Sein Bestand hat aber dort und anderswo recht stark abgenommen.

Der Fischotter.

Der Fischotter, „ein boszhafftig thier", bewohnt ganz Europa und mit Ausnahme von Australien und dem höchsten Norden fast alle Erdteile. Er kommt auch an schweizerischen Gewässern vor und liebt vor allem bewaldete Flußufer. Seine Lebensweise ist ganz eigentümlich. Er bewohnt unterirdische Gänge, schwimmt und taucht meisterhaft, geht in der Regel nach Sonnenuntergang und nachts auf den Fischfang. „Disz thier hat ein grob wiltpraet (Fleisch) / schmoeckt und wilteret gar stark." Mit der Boshaftigkeit steht es aber nicht so schlimm, wenn damit nicht der Fischraub gemeint ist. Gezähmte Ottern sind sogar recht niedliche und treue Tiere. Sie lassen sich zum Fischfang abrichten, indem man sie in der Jugend nur mit Brot und Milch ernährt und ihnen später das Apportieren künstlicher Fische beibringt. Der polnische Edelmann und Marschall Chrysostomus Passek besaß einen Otter, der den ganzen Haushalt mit Fischen versorgte. Er schenkte 1686 das Tierchen dem König, der ihm dafür zwei prächtige Pferde als Gegengeschenk überreichte. Leider wurde der Otter von einem Dragoner erschlagen, weil dieser nicht wußte, daß das Tier zahm war. Der König war darüber so erzürnt, daß der arme Dragoner erschossen werden sollte. Nur auf inständige Fürbitte hin ließ es der König bei einer Tracht Prügel bewenden.

Der Fuchs.

Zu den bekannteren Größen gehört Reineke, der Fuchs. Aber auch ihm haben die alten Naturkundigen manches nachgesagt, das ins Reich der Fabel gehört. So etwa die Geschichte von den Vögeln, die „ungewarnet herzuo flügend", wenn der Fuchs

Der Luchs „ist mit raube nit gar ungleych eine Wolff".

sich auf den Rücken lege und mit ausgestreckter Zunge „den lufft an sich zeücht". Ein Chronist weiß von unserem Spitzbuben zu berichten, er fange kleine Fische, indem er „den Schwantz in das Wasser haengt, und so sich die Fischlein darein verbergen, zeucht er sie herausz, schüttelt den Schwantz und lebt wol umb eine kleine Oerte (Zeche)". Plinius schreibt, Meister Reineke müsse nach dem Genuß von Mandelkernen sterben, wenn er nicht sogleich frisches Wasser trinke. Zwischen Fuchs und Habicht herrsche ewige Feindschaft.

Der Luchs.

Der Luchs ist in unserem Lande erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig verschwunden. „Ein listig thier / ist mit raube nit gar ungleych eine Wolff / doch gar nit so groß." Die beiden in europäischen Ländern noch bekannten Arten leben mit Vorliebe in geschlossenen Wäldern, aber auch in der Steppe, seltener in angebauten Gegenden.

Die Wildkatze.

Die unserer Hauskatze ähnliche Wildkatze ist noch in ganz Europa zu Hause, mit Ausnahme des höheren Nordens. In der Schweiz kommt das Tier äußerst selten vor. Es liebt ausgedehnte, dunkle Wälder mit felsigen Stellen. Stärker und größer als die Hauskatze, hat ihre wild lebende Verwandte auch ein stärkeres Gebiß, einen wilderen Raubtierblick, gedrungeneren Leib mit stärkerer Behaarung. „Von etlichen für ein guot wildpraet geachtet", wird die Katze vom Jägersmann grimmig gehaßt und unerbittlich verfolgt. Muß die Wildkatze unbedingt als schädliches Raubtier angesehen werden, das besonders kleine Säugetiere und Vögel tötet, so darf man aber auch den Nutzen dieses Tieres nicht übersehen. Es vertilgt zur Hauptsache Mäuse, und im Magen einer Wildkatze fand

Wildkatze, „für ein guot wildpraet geachtet".

man einmal die Überreste von 26 Feld- und Waldmäusen. Das Fell „sol gut seyn zetragen den gesüchtigen glidern". Von der Wildkatze wohl zu unterscheiden sind die verwilderten Hauskatzen. Letztere trifft man in unsern Wäldern nicht selten.

Wie Ameisen unter sich verkehren.

An einem künstlichen Ameisenhaufen in seinem Laboratorium studierte Professor Eidmann von München, was sich Ameisen zu sagen haben und wie sie unter sich verkehren. Er benutzte hierbei die Ereignisse, die sich bei der Futtersuche abspielten.

Wenn eine Ameise ein Stück Nahrung findet, das sie nicht allein wegschleppen kann, so holt sie auf dem kürzesten Weg im Ameisenhaufen Hilfe. Dort befindet sich eine Art Wachstube, wo sich immer Ameisen für solche eilige Anrufe aufhalten. Der glückliche Finder teilt durch Fühlersprache jeder Wachameise die freudige Nachricht mit, und sofort machen sich alle im Gänsemarsch hinter ihm auf den Weg. War die Beute erreicht, so wurde sie in Stücke geteilt oder im ganzen zum Haufen zurückgeschleppt.

Die Ameisen von Professor Eidmann wiesen eine Anzahl gute Eigenschaften auf. Zunächst kamen sie nie um Hilfe gelaufen, wenn sie etwas allein bewältigen konnten. So marschierte in einem Falle eine Ameise 23mal zwischen dem Haufen und einigen Futterkrumen hin und her, bis die letzte Krume eingebracht war.

Alle Arten, sein Brot zu verdienen, sind einem ehrlichen Manne gleich anständig: Holz zu spalten oder am Ruder des Staates zu sitzen. Es kommt seinem Gewissen nicht darauf an, wieviel er nützt, sondern wieviel er nützen wollte.

(G. E. Lessing.)